

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, den 15. Juni 1932

Nummer 34

Die Preisoper.

Skizze von Max Geißler

Die Frau Stadtmusikdirektorin in Certignola, einem kleinen Nest bei Neapel, hatte demnächst ihren Namenstag. Sie wußte schon: Der junge Herr Stadtmusikdirektor würde das vergessen. Erstens, weil er mit der Kapelle noch schwer zu arbeiten hatte, da er sein Amt erst seit kurzem bekleidete und die Kapelle einen recht seltsamen Begriff von Musik besaß. Zweitens, weil er deshalb reichlich nervös geworden war. Und drittens, weil das Preisauschreiben des Verlags Sonzogno für eine einaktige Oper, an dem er sich beteiligen wollte, ihn mit reizbarer Unruhe erfüllte.

Der Direktor des Librettos hatte ausdrücklich versprochen, das Manuskript an einem bestimmten Tage zu liefern; nur aber war seitdem mehr als eine Woche verstrichen — das Textbuch kam nicht! Ein prachtvoller Stoff, der seine Bühnenwirksamkeit bereits in einem Drama bewiesen; dazu der Preis des Verlags: zehntausend Goldlire, außer den zu erwartenden Lantimen. War das nicht eine glänzende Gelegenheit, mit einem Schlag aus der wirtschaftlichen Enge herauszukommen, in die er geraten, während er als Dirigent einer Operntroupe durch die italienischen Kleinstädte zog? Drei Wochen blieben ihm noch, dann mußte die Partitur eingereicht sein — drei Wochen. In dieser Zeit, in der ihn Berufspflichten überhäufte, jeder Tag, den er für seine Preiscomposition verlor, war für ihn unerträglich. Sah dieser faumige Direktor denn das nicht ein?

Der Herr Stadtmusikdirektor verzweifelte. Er war ein temperamentvoller Mensch — seine Ganda konnte von der Wucht seines Jorns ein Lied singen. Nun ja. Andererseits deutete die Fülle seines Lebens aber auch an, daß Fähigkeit keineswegs die übertragende Eigentümlichkeit seines Charakters war. Nach seinem leuchtenden Musikantentum hielt er es in erster Linie mit einer geistreichen Bequemlichkeit, die er vor den Menschen zwar „schöpferische Ruhe“ nannte, die ihm selber aber, weil er sie mit Hingabe betrieb, wie geschmaltzte Faustheit vorkam. Zeitweil! Denn in diesen Tagen hatte er ein Viertel des erhofften Opernpreises gegeben, wenn er nur von dem Direktor in die Lage gesetzt worden wäre, an seinem Werke zu schaffen.

Er schrieb Eilbriefe an diesen Menschen. Er telegraphierte, telegraphierte häufiger, als sich mit seinen bescheidenen Einkünften vereinbaren ließ. Doch auch die Frau Stadtmusikdirektorin war der Meinung, dies Opfer müsse gebracht werden, wiewohl der Einlieferungstermin für die Preisoper mit dem eines Familienzwanges zusammenfiel, der natürlich auch Geld kostete. Und dies Geld wog umso schwerer, als bis dahin ein „Erster“ des Monats im Kalender nicht mehr verzeichnet stand.

„Rechter Illico, wo bleibt Libretto?“ — „Schöder Illico, ich verzweifelte!“ — „Durchbarer Illico, arbeite Tag und Nacht, oder ich töte Dich!“ — „Libretto unterwegs!“ dröhnte Illico. Es war aber nicht wahr.

Da schickte ihm der Komponist die letzte verzweifelte Aufforderung. Die wies er. Am frühesten Morgen des Namenstages von Frau Carmelina brachte ein Eilbote den Text. Die ahnungsvolle Frau erkannte darin eine gute Vorbedeutung, aber sie rührte mit keinem Worte daran. Es gab an diesem Morgen so viel anderes zu bedenken. Alle Zeit der vergangenen Tage war vergessen; aber diese Tage liegen sich nur durch Nacharbeit und frühzeitiges Aufstehen ersetzen.

„Eine höchst unbehagliche Erkenntnis; meinst Du nicht auch, liebe Illica? Was wäre da zu tun?“ — „Wir werden einen Beder anschaffen müssen.“ — „Eine sehr unübersehbare Ausgabe! Und dann...“ — „Wenn ich daran denke, wie mir solch ein Instrument die Nerven zerflappert!“

„Ja, aber anders ist doch nicht daran zu denken, daß Du in der vorgeschriebenen Zeit fertig wirst. Es bleiben Dir mit heute nur noch zehn Tage.“

„Tag mir dieses Wort nicht mehr!“ Der Musikdirektor zerkümmerte sich die Haare, hieb sich den Gut auf und stürzte in sein Amt. Unterwegs, während er das Textbuch las, wurde er durch irgend einen Abreißkalender an den Namenstag seiner Frau erinnert. Ungeheure Viellosigkeit, die er sich da hatte zuschulden kommen lassen. Aber wahrhaftig, kein Wunder! In seinen Ohren summt Melodien, durch sein Hirn jagten die Gedanken an sein Werk. Je nun, geschehen mußte etwas, seine Frau zu überzeugen, daß die Erinnerung an ihren Festtag selbst in der Hast der Ereignisse nicht untergegangen sei. Da, ein rettender Einfall! Er kaufte für ein paar Lire einen Fächer, den bei den besten, der sich erstehen ließ. Ein Fächerbildchen war darauf gemalt. Er schrieb ein paar Notizen daneben, schrieb mit zitternder Hand ein paar Worte aus dem Textbuch darunter: „Es ist Illica, ich bin da.“ Und die Waise darüber, die ihn als Aufseherin auf dem Wege durchliefen hatte. Den kleinen Fächer fand er seiner Frau. Es waren die ersten Worte seines Lebens, die sich sichtbar gefaltet hatten. Eine glückliche Eingebung! Ihr folgten andere, drängten sich wie Blüten im Frühling, dicht an dicht und leuchtend wie die Sterne.

Des anderen Tages kam auch der Beder, aber nicht in Gestalt einer tiefen Melancholie, sondern in Gestalt eines Baders. Es sorgte mit gelinder Stimme dafür, daß der Herr Stadtmusikdirektor des Morgens um vier Uhr schon am Schreibtisch saß.

Und am festgesetzten Tage — richtiger: in der Nacht — traf beim Verleger Sonzogno ein Eilbote ein, der eine Stunde vor Vorentscheid ein Opernmanuskript brachte, das in sechs Tagen geschrieben worden war. „Warum denn nicht?“ sagte der Komponist erleichtert. „Hat doch unser Herrgott in der gleichen Zeit die Welt erschaffen.“

Und ruhte am siebenten Tage. Denn was nun kam, war Sache der Preisrichter. Die sprachen die zehntausend Lire einstimmig der einaktigen Oper „Capallera rusticana“ zu. Komponist war Herr Pietro Mascagni, Stadtmusikdirektor in Certignola bei Neapel.

Bierzig Jahre danach erklingt das Lied, das er seiner Frau auf den Fächer geschrieben hatte, noch durch Stätten und die Welt, wie das Lachen froher Frühlingsglocken.

Ein Dampfer brennt.

Skizze von G. W. Brandtetter.

Schon kurz hinter Singapur hatten die beiden Männer nähere Bekanntschaft geschlossen. Sie interessierten sich vielleicht deshalb lebhafter für einander, weil ihre Charaktere so verschieden waren.

Dem einen sah man den hohen Kolonialbeamten an, der immer ein wenig Abstand zu wahren suchte und gleichzeitig gewohnt war, den künftigen Herrn und Gönner für alle Europäer in seiner Provinz zu spielen. Man begegnete ihm auch hier auf dem „Georgs Philipp“, der heimwärts fuhr, mit etwas übertriebener Achtung.

Der einzige, der sich nicht um die hohe Stellung des Administrators Le Gouffier kümmerte, war der andere, dieser

Wandlung / Erzählung von Albert Zeitlich

Als Otto Kante durch die Sommernacht dahinfuhr, war ihm plötzlich alles wie im Traum: seine Jugend, seine Studienzeit, sein ganzes Leben, das so eng mit seinem Drang, zu träumen, aber auch zu schaffen, verflochten war.

Und wie er es so als Traum genoß, war alles Alltägliche und Kleinliche daraus getilgt. Was er an kleinen Kämpfen, an Versuchungen, an Irrungen und Wenden erlebt hatte, war abgefallen wie bürres Laub.

Er sah am Fenster eines Abteils und blickte ziellos in die schwarze Weite. In dem ungeheuren Schloß der Dunkelheit verlaufen allmählich die letzten Großstadtlichter.

Ottos Gedanken suchten den grauen Morgen. Wenn das feuergoldene Riesenrad der Sonne wieder aus der Nacht emporstiege, war er am Ziel — bei Tante Eva, die er seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte, die das Märchen seiner Kindheit gewesen war, der er nun sehnsuchtsvoll entgegenfuhr, während sein gestaltender Jünglingsgeist halb unbewußt einem Neuen, Süßen entgegenräumte.

Als kleiner Knabe, der eben mit der Schiefertafel und der Bibel vertraut geworden war, hatte er sie kennengelernt. Da war er zum erstenmal nach Hause auf das großväterliche Gut gekommen und stand ganz bang, mit schwerem Muttersehn mitten in der großen, dunklen, gefalteten Stube, als die Tür aufging und etwas Helles, Sonniges, Junges hereinströmte: Tante Eva! Und sie sah den kleinen Knaben an sich, hob ihn jauchzend auf den Arm und küßte ihn mit der süßlichen Zärtlichkeit des jungen Weibes, mit der noch unbewußten, tiefen Innigkeit einer Mutter. Dieser erste Augenblick war ein festes Liebesband um die beiden jungen Seelen.

Wie zwei gleichalterige Kameraden tollten Tante Eva und Otto über Wiesen und Felder; ihr doppelstimmiger Jubel klang aus dem verborgenen Dicht der Wälder, und des Abends, wenn der Sandmann kam, da kniete Tante Eva ganz schacht und mit glänzenden Augen an des Knaben Bett, zog ihm die Schuhe von den wund gelaufenen Füßen und erzählte lachend wunderbare Märchen, während ihre frischen, jungen Lippen ihm zärtlich in der Schlämmer kicherten.

Das war der süßlichste aller Sommer, die Otto je erlebt hatte, und den ganzen Winter träumte er in seiner grauen Großstadt von den glänzenden, farbenalubenden Beräueren, von den reinen Wassergängen, von den zusammenhängenden Wäldern, aus denen taufend glitzernde Funken sich im spielenden Taumel mit den fliegenden Sonnenwellen bemähten.

Seither brachte jeder neue Sommer den kleinen sehnsuchtsvollen Gast auf das großväterliche Gut, und seine schwehne, schwärmerische Knabenliebe für Tante Eva wurde trauer und fester von Jahr zu Jahr.

Wieder war ein schöner Juttag gekommen, von wechsellender Sonne erhellt. Otto hielt zum adrettlichen erstenmal in seinem Leben. Da stand Tante Eva auf der Baumwiese unter den stehenden Ähren und neben ihr ein großer, schlanker Mann. Der hatte den Arm um ihren Leib geschlungen und sah sie zärtlich an und küßte sie. Und Tante Eva preßte sich voll Innigkeit an ihn und küßte ihn wieder und sah ihn an hingebender Liebe — so wie sie bisher nur einem angeheirateten Mann, den kleinen Knaben, da erwachte sah ein verklärter, eiferfüchtiger Mann in des Jünglings Seele, und er schlich still in den Wald und weinte in tiefer Einsamkeit die ersten brennenden Tränen verklärter Liebe.

Zwei Monate später sah Tante Eva in tieferer Not neben ihm, im weichen, verführerischen Moose, und ihre Tränen mengten sich mit den seinen. Denn der große, schlanke Mann war fortgegangen ohne Abschied, und Tante Eva ahnte, er würde nicht wiederkommen.

Hatte früher der Frohsinn sein helles Band um die beiden jungen Seelen geschlungen, so band jetzt der Schmerz seine dunklen Fäden um sie.

Mann, der sich einfach als Charles Lebrun in die Schiffsliste eingetragen hatte und doch Millionär sein mußte.

Manche nannten ihn einen Flegel. Le Gouffier sah, daß der Mann viel erlebt haben und sich aus kleinen Anfängen selbst heraufgeschwungen haben mußte. Und dann kannte Lebrun annehmend die Südde wie seine eigene Taube. Auf dem konnte sein Zweifel darüber bestehen, daß der Mann lange Zeit die Gesellschaft weiser Männerinnen entbehrt hatte und sich nach einer Ausspannung sehnte.

Der Administrator bot ihm durch eine Einladung in seinen eigenen Salon auf dem Promenadenplatz Gelegenheit dazu: „Man sieht Ihnen an, daß Sie weit herumgekommen sind, Herr Lebrun. Aber zu Hause in Frankreich waren Sie wohl lange nicht mehr.“

Der andere ließ sich nicht lange bitten: „Nein, ich bin vor mehr als zwanzig Jahren fortgegangen, und wenn ich es genau nehme, dann lebe ich eigentlich nicht mehr. Sie stammen, wie ich, aus dem Norden, aber Sie sind in Frankreich geboren.“

Damals lebte ich in Rouen und war gerade jung verheiratet. Als Hofenarbeiter verdiente ich gutes Geld. Das Alter Rothwein kostete zwanzig Centimes. Warum sollte ich da nicht trinken? Was schobete es, wenn ich auch einmal einen zwiel hinter die Binde goß? Aber meine Frau wollte es nicht. Sie sagte, wir brauchen jeden Groschen, und außerdem hätte sie keine Lust, ihren Mann aus der Gasse aufzulieben oder in den Kassen zu jagen.

Wissen Sie, die Frauen übertreiben eben alle. Habe ich schon jemals einen Hofenarbeiter in Rouen gesehen, den sie nicht auch einmal auf der Schulbank oder anderswo nach Hause geschleppt hätten? Aber meine Frau wollte nichts davon wissen, und so sagte ich ihr einmal — ich glaube, ich sah damals gerade auf dem Randstein und hatte einen schweren Kopf — sie sollte sich zum Teufel fahren.

Ich hätte das ja nicht gerade zu sagen brauchen, und nachher tat es mir auch leid. Aber es war schon zu spät. Denn die Frau lief zu ihrer Mutter und wollte nicht wieder zu mir kommen. Und ich machte sie doch recht gern. Jetzt wollte ich nicht mehr in Rouen bleiben — ich glaube, ich hätte sonst noch mehr Dummheiten gemacht, weil ich während war auf die Waise, die Schwiegermutter, die gegen mich hegte. So fuhr ich als Geiger auf einem Frachter nach der See.

Es war so ein heißer Tag wie heute, und in der Freiheit wachte ich vor dem Lager und pumpten mir gegenwärtig Wasser über den Kopf. Da kommt plötzlich aus der hinteren Kabinette ein Ball von Rauch heraus, plagt. Wir hatten Del in Fässern geladen, und das muß sich irgendwie entzündet haben. Das Feuer brannte sicher schon seit langem und hatte sich nun einen Ausweg gesucht. Im nächsten Augenblick stand das Del um die Kule in hellen Flammen, und wir auf dem Vaterschiff waren abgeschnitten. Vor lauter Rauch konnten wir nicht sehen, was auf dem Vorderschiff vor sich ging. So liegen wir drei Mann da, bis der Vorderschiff vor Boot zu Wasser, das auf dem Vaterschiff war, und ruderten auf den niederen Strich zu, der über dem Horizont lag und Rand sein mußte. Was aus den anderen wurde, haben wir nicht, denn es dunkelte rasch.

Als aber Otto im nächsten Jahr wiederkam, war der Garten leer und das Haus öde — Tante Eva fehlte. Den großen, schlanken Mann hatte die Sehnsucht zurückgetrieben, und Tante Eva war ihm gefolgt in seine ferne, weltliche Heimat. Ein paarmal hatte sie dem kleinen Gespielen geschrieben, herzlich und gut, wie man Kindern schreibt, später noch seinen Eltern, aber es war immer ferner geworden. Drei Kinder kamen in rascher Folge, das hatte man Otto erzählt, und die füllten das Haus mit Arbeit und Mühen...

Zwölf Jahre waren seitdem vergangen. Aus dem Knaben war ein junger Mann geworden. Aber das Märchen seiner Kindheit hatte er nicht vergessen. Das war geblieben in einem stillen Herzenswinkel, und auf seinem Grunde blühten alle heißen, sehnsüchtigen Gedanken einer verträumten, einsamen Jungmännchenseele.

Und nun lag das erste selbstverdiente Stück Geld auf dem Altar seiner Knabenliebe. Die weite Reise sollte die langgehegte Sehnsucht stillen: wenn die Sonne aufging, war er bei Tante Eva.

Im ersten Sonnenstrahl stieg er am kleinen Bahnhofsgelände ab und suchte durch enge Gassen, die in toter Stille ruhten, den Weg zu Tante Eva. Er fand eine graue Mietkaserne mit vielen Wohnungen und läutete an der letzten Tür eines langen Ganges. Und ihm öffnete eine blonde Frau von mageren Formen, mit einem etwas müden Gesicht, in dem viele winzige, boshafte Fältchen sich eingenistet hatten, streckte ihm aus einem abgerissenen Morgenkleid die Hand entgegen und sogte mit einer Stimme, in der all die köstlichen, verheißungsvollen Frühlingsklänge der Jugend schliefen gegangen waren: „Aber, Otto — was für ein unpraktischer junger Mann bist Du geworden! Gestern mit der letzten Post kam Dein Brief. Ich hatte kaum noch Zeit, ein Zimmer in der Nähe zu suchen, konnte Dir keine Karte mehr als Willkomm senden — und mein Mann ist auch gar nicht hier!“

Er starrte sie an und sagte: „Tante Eva!“ und noch einmal mit einem klaren, scharfen Wehmuth: „Tante Eva!“

Da lachte sie mit einer fatten, fröhlichen Mutterlichkeit und sagte gutmütig: „Gewiß — ich bin Tante Eva. Um zwölf Jahre älter geworden — freilich, aber ich denke, das ging uns beiden so. — Und nun komm in die Stube. — Du wirst müde sein und hungrig. Leg ab und mach Dir's bequem. Hier sind Handtücher, dort in der Dose findest Du die Seife. Nachher frühstücken wir.“

Sie riß ihm lächelnd zu der Hand. Als sie die Tür öffnete, wehte aus dem Nebenzimmer neuerliches Knaben-geflüster. Otto stand regungslos und dachte an jene Tante Eva, deren Wesen so frühlingstauend gewesen war wie ein junger Maienmorgen. — Dann griff er still nach dem Handtuch und wusch sich die Hände.

Später spielte er mit den Kindern. Das kleinste lag noch im Bettchen und weinte viel. Am Nachmittag übernahm das Dienstmädchen die Wartung der Kinder, und Tante Eva sah mit Otto in der Wohnküche. Sie hatte ein besseres Kleid an, stichelte an einem Kinderkleidchen und ließ sich von der Heimat und den fernem Lieben erzählen. Dann sprach auch sie von ihrem gleichförmigen Sein, und durch ihre Worte klang ein müder, aber zufriedener Ton. „Otto hörte nur mit halbem Ohr. Er sah sie immer an und suchte in ihrem Gesicht nach etwas Unbegreifbarem, unendlich Kostlichem, das einst dort gewesen und nun verwischt worden war — wozu? Er verstand es nicht. Denn es waren ja noch dieselben feinen Ringe, trotz der scharfen Faltungen um Mund und Augen, hübsch wie je und lieblich fallend. Aber Tante Eva, seine Tante Eva war es nicht mehr...“

Am nächsten Tag erhielt Tante Eva einen Brief von ihrem Mann, dessen Rückreise aus Dienstreisen sich ver-

wie hatten Glück. Die Insel, auf der wir in der Nacht landeten, war zwar unbewohnt, und wir glaubten schon, wir müßten verhungern. Doch zwei Tage später kam ein Motorboot auf, sah unsere Signale und schickte sein Boot herüber. Es war ein japanischer Bootsführer. Der wollte uns gern mitnehmen, sagte aber, wir müßten uns schon sechs oder acht Wochen bis zur Rückkehr in die Zivilisation gedulden, weil er solange auf den Verleihen in der Nähe bleiben mußte.

Wir mußten uns fügen. Und bald waren wir mit unserer Lage recht zufrieden. Das Leben gefiel uns, der Japaner war anständig, und schließlich machte er uns den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, weil er dann seine unverwundlichen Melaneseer zum Teufel jagen konnte. Wir waren einverstanden, und weil es in Frankreich nichts gab, was uns noch daran getrieben hätte, so ließen wir uns ruhig fügen. In einer englischen Zeitung, die der Japaner zufällig einmal erwarbte, stand es, die drei Geister Aubrey, Long und Martel — das war ich — seien sicher beim Brand des „Paul Wasse“ umgekommen.

Das sind nun zwanzig Jahre her. Die beiden anderen und der Japaner leben nicht mehr — hatten wohl nicht so ein gutes Herz wie ich und hielten das Tauchen nicht solange aus —, und ich habe jetzt fast das eine hundertste Jahr. Dazu gehören mir ein paar Quadratkilometer Melaneseerplantagen, und wenn ich will, kann ich mir jetzt in Frankreich jedes Schloß kaufen, das mir gefällt.

Was habe ich auch vor. Aber ich will ehrlich sein. Ich gehe nicht allein nach Frankreich zurück, um Schloßherr zu werden. Ich will auch ein wenig Ruhe haben. Sehen Sie, da unten in der Südde ging es mir ja ganz gut. Weiber gab es auch genug, aber es waren Braune und Schwarze, und ich weiß nicht, wie's kam, ich mußte immer an meine Frau denken. Doch ich wollte mich nicht melden — ich war ja tot —, bevor ich nicht auftrumpfen konnte: Was bin ich nicht geworden! Sie hätte ja auch nicht weggelaufen brauchen, wegen des bishigen Verleihenens.

Sehen Sie, nun bin ich so weit. Ich laufe mir dort drüben ein Schloß, und dann lasse ich die Frau jagen, zu mir kommen. Ich sage ihr: „Kennst Du mich vielleicht noch?“ Und dann fällt sie aus allen Wolken: „Charles, Du lebst!“

Und dann wird sie etwas haben wollen von meinen Millionen, und ich lasse sie jappeln, bis sie halb verrückt ist vor Gier. Demütigen muß sie sich vor mir. Ihre Strafe muß sie haben, daß ich da drüben sah, jahrelang, und auf weiche Knaben versicherte dankte!“

Der Millionär Charles Lebrun kam nicht dazu, seinen edlen Vorschlag auszuführen. Denn zwei Tage später war er unter dem Passagieren erster Klasse, die beim Brand des „Georgs Philipp“ in den Fluten der Cap Guardafui zuflucht suchten und von Säuen in die Tiefe gerissen wurden.

Der Administrator Le Gouffier wurde gerettet. Er sorgte dafür, daß eine frühgealterte Frau, die sich schon vor beinahe zwanzig Jahren Vorwürfe gemacht hatte, ihren Mann in den Tod getrieben zu haben, ihre Millionenerbe antreten konnte, ohne sich vorher demütigen zu müssen.

Wie hatten Glück. Die Insel, auf der wir in der Nacht landeten, war zwar unbewohnt, und wir glaubten schon, wir müßten verhungern. Doch zwei Tage später kam ein Motorboot auf, sah unsere Signale und schickte sein Boot herüber. Es war ein japanischer Bootsführer. Der wollte uns gern mitnehmen, sagte aber, wir müßten uns schon sechs oder acht Wochen bis zur Rückkehr in die Zivilisation gedulden, weil er solange auf den Verleihen in der Nähe bleiben mußte.

Wir mußten uns fügen. Und bald waren wir mit unserer Lage recht zufrieden. Das Leben gefiel uns, der Japaner war anständig, und schließlich machte er uns den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, weil er dann seine unverwundlichen Melaneseer zum Teufel jagen konnte. Wir waren einverstanden, und weil es in Frankreich nichts gab, was uns noch daran getrieben hätte, so ließen wir uns ruhig fügen. In einer englischen Zeitung, die der Japaner zufällig einmal erwarbte, stand es, die drei Geister Aubrey, Long und Martel — das war ich — seien sicher beim Brand des „Paul Wasse“ umgekommen.

Das sind nun zwanzig Jahre her. Die beiden anderen und der Japaner leben nicht mehr — hatten wohl nicht so ein gutes Herz wie ich und hielten das Tauchen nicht solange aus —, und ich habe jetzt fast das eine hundertste Jahr. Dazu gehören mir ein paar Quadratkilometer Melaneseerplantagen, und wenn ich will, kann ich mir jetzt in Frankreich jedes Schloß kaufen, das mir gefällt.

Was habe ich auch vor. Aber ich will ehrlich sein. Ich gehe nicht allein nach Frankreich zurück, um Schloßherr zu werden. Ich will auch ein wenig Ruhe haben. Sehen Sie, da unten in der Südde ging es mir ja ganz gut. Weiber gab es auch genug, aber es waren Braune und Schwarze, und ich weiß nicht, wie's kam, ich mußte immer an meine Frau denken. Doch ich wollte mich nicht melden — ich war ja tot —, bevor ich nicht auftrumpfen konnte: Was bin ich nicht geworden! Sie hätte ja auch nicht weggelaufen brauchen, wegen des bishigen Verleihenens.

Sehen Sie, nun bin ich so weit. Ich laufe mir dort drüben ein Schloß, und dann lasse ich die Frau jagen, zu mir kommen. Ich sage ihr: „Kennst Du mich vielleicht noch?“ Und dann fällt sie aus allen Wolken: „Charles, Du lebst!“

Und dann wird sie etwas haben wollen von meinen Millionen, und ich lasse sie jappeln, bis sie halb verrückt ist vor Gier. Demütigen muß sie sich vor mir. Ihre Strafe muß sie haben, daß ich da drüben sah, jahrelang, und auf weiche Knaben versicherte dankte!“

Der Millionär Charles Lebrun kam nicht dazu, seinen edlen Vorschlag auszuführen. Denn zwei Tage später war er unter dem Passagieren erster Klasse, die beim Brand des „Georgs Philipp“ in den Fluten der Cap Guardafui zuflucht suchten und von Säuen in die Tiefe gerissen wurden.

Der Administrator Le Gouffier wurde gerettet. Er sorgte dafür, daß eine frühgealterte Frau, die sich schon vor beinahe zwanzig Jahren Vorwürfe gemacht hatte, ihren Mann in den Tod getrieben zu haben, ihre Millionenerbe antreten konnte, ohne sich vorher demütigen zu müssen.

Wie hatten Glück. Die Insel, auf der wir in der Nacht landeten, war zwar unbewohnt, und wir glaubten schon, wir müßten verhungern. Doch zwei Tage später kam ein Motorboot auf, sah unsere Signale und schickte sein Boot herüber. Es war ein japanischer Bootsführer. Der wollte uns gern mitnehmen, sagte aber, wir müßten uns schon sechs oder acht Wochen bis zur Rückkehr in die Zivilisation gedulden, weil er solange auf den Verleihen in der Nähe bleiben mußte.

Wir mußten uns fügen. Und bald waren wir mit unserer Lage recht zufrieden. Das Leben gefiel uns, der Japaner war anständig, und schließlich machte er uns den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, weil er dann seine unverwundlichen Melaneseer zum Teufel jagen konnte. Wir waren einverstanden, und weil es in Frankreich nichts gab, was uns noch daran getrieben hätte, so ließen wir uns ruhig fügen. In einer englischen Zeitung, die der Japaner zufällig einmal erwarbte, stand es, die drei Geister Aubrey, Long und Martel — das war ich — seien sicher beim Brand des „Paul Wasse“ umgekommen.

Das sind nun zwanzig Jahre her. Die beiden anderen und der Japaner leben nicht mehr — hatten wohl nicht so ein gutes Herz wie ich und hielten das Tauchen nicht solange aus —, und ich habe jetzt fast das eine hundertste Jahr. Dazu gehören mir ein paar Quadratkilometer Melaneseerplantagen, und wenn ich will, kann ich mir jetzt in Frankreich jedes Schloß kaufen, das mir gefällt.

Was habe ich auch vor. Aber ich will ehrlich sein. Ich gehe nicht allein nach Frankreich zurück, um Schloßherr zu werden. Ich will auch ein wenig Ruhe haben. Sehen Sie, da unten in der Südde ging es mir ja ganz gut. Weiber gab es auch genug, aber es waren Braune und Schwarze, und ich weiß nicht, wie's kam, ich mußte immer an meine Frau denken. Doch ich wollte mich nicht melden — ich war ja tot —, bevor ich nicht auftrumpfen konnte: Was bin ich nicht geworden! Sie hätte ja auch nicht weggelaufen brauchen, wegen des bishigen Verleihenens.

Sehen Sie, nun bin ich so weit. Ich laufe mir dort drüben ein Schloß, und dann lasse ich die Frau jagen, zu mir kommen. Ich sage ihr: „Kennst Du mich vielleicht noch?“ Und dann fällt sie aus allen Wolken: „Charles, Du lebst!“

Und dann wird sie etwas haben wollen von meinen Millionen, und ich lasse sie jappeln, bis sie halb verrückt ist vor Gier. Demütigen muß sie sich vor mir. Ihre Strafe muß sie haben, daß ich da drüben sah, jahrelang, und auf weiche Knaben versicherte dankte!“

Der Millionär Charles Lebrun kam nicht dazu, seinen edlen Vorschlag auszuführen. Denn zwei Tage später war er unter dem Passagieren erster Klasse, die beim Brand des „Georgs Philipp“ in den Fluten der Cap Guardafui zuflucht suchten und von Säuen in die Tiefe gerissen wurden.

Der Administrator Le Gouffier wurde gerettet. Er sorgte dafür, daß eine frühgealterte Frau, die sich schon vor beinahe zwanzig Jahren Vorwürfe gemacht hatte, ihren Mann in den Tod getrieben zu haben, ihre Millionenerbe antreten konnte, ohne sich vorher demütigen zu müssen.

Wie hatten Glück. Die Insel, auf der wir in der Nacht landeten, war zwar unbewohnt, und wir glaubten schon, wir müßten verhungern. Doch zwei Tage später kam ein Motorboot auf, sah unsere Signale und schickte sein Boot herüber. Es war ein japanischer Bootsführer. Der wollte uns gern mitnehmen, sagte aber, wir müßten uns schon sechs oder acht Wochen bis zur Rückkehr in die Zivilisation gedulden, weil er solange auf den Verleihen in der Nähe bleiben mußte.

Wir mußten uns fügen. Und bald waren wir mit unserer Lage recht zufrieden. Das Leben gefiel uns, der Japaner war anständig, und schließlich machte er uns den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, weil er dann seine unverwundlichen Melaneseer zum Teufel jagen konnte. Wir waren einverstanden, und weil es in Frankreich nichts gab, was uns noch daran getrieben hätte, so ließen wir uns ruhig fügen. In einer englischen Zeitung, die der Japaner zufällig einmal erwarbte, stand es, die drei Geister Aubrey, Long und Martel — das war ich — seien sicher beim Brand des „Paul Wasse“ umgekommen.

Das sind nun zwanzig Jahre her. Die beiden anderen und der Japaner leben nicht mehr — hatten wohl nicht so ein gutes Herz wie ich und hielten das Tauchen nicht solange aus —, und ich habe jetzt fast das eine hundertste Jahr. Dazu gehören mir ein paar Quadratkilometer Melaneseerplantagen, und wenn ich will, kann ich mir jetzt in Frankreich jedes Schloß kaufen, das mir gefällt.

Was habe ich auch vor. Aber ich will ehrlich sein. Ich gehe nicht allein nach Frankreich zurück, um Schloßherr zu werden. Ich will auch ein wenig Ruhe haben. Sehen Sie, da unten in der Südde ging es mir ja ganz gut. Weiber gab es auch genug, aber es waren Braune und Schwarze, und ich weiß nicht, wie's kam, ich mußte immer an meine Frau denken. Doch ich wollte mich nicht melden — ich war ja tot —, bevor ich nicht auftrumpfen konnte: Was bin ich nicht geworden! Sie hätte ja auch nicht weggelaufen brauchen, wegen des bishigen Verleihenens.

Sehen Sie, nun bin ich so weit. Ich laufe mir dort drüben ein Schloß, und dann lasse ich die Frau jagen, zu mir kommen. Ich sage ihr: „Kennst Du mich vielleicht noch?“ Und dann fällt sie aus allen Wolken: „Charles, Du lebst!“

Und dann wird sie etwas haben wollen von meinen Millionen, und ich lasse sie jappeln, bis sie halb verrückt ist vor Gier. Demütigen muß sie sich vor mir. Ihre Strafe muß sie haben, daß ich da drüben sah, jahrelang, und auf weiche Knaben versicherte dankte!“

Der Millionär Charles Lebrun kam nicht dazu, seinen edlen Vorschlag auszuführen. Denn zwei Tage später war er unter dem Passagieren erster Klasse, die beim Brand des „Georgs Philipp“ in den Fluten der Cap Guardafui zuflucht suchten und von Säuen in die Tiefe gerissen wurden.

Der Administrator Le Gouffier wurde gerettet. Er sorgte dafür, daß eine frühgealterte Frau, die sich schon vor beinahe zwanzig Jahren Vorwürfe gemacht hatte, ihren Mann in den Tod getrieben zu haben, ihre Millionenerbe antreten konnte, ohne sich vorher demütigen zu müssen.

Wie hatten Glück. Die Insel, auf der wir in der Nacht landeten, war zwar unbewohnt, und wir glaubten schon, wir müßten verhungern. Doch zwei Tage später kam ein Motorboot auf, sah unsere Signale und schickte sein Boot herüber. Es war ein japanischer Bootsführer. Der wollte uns gern mitnehmen, sagte aber, wir müßten uns schon sechs oder acht Wochen bis zur Rückkehr in die Zivilisation gedulden, weil er solange auf den Verleihen in der Nähe bleiben mußte.

Wir mußten uns fügen. Und bald waren wir mit unserer Lage recht zufrieden. Das Leben gefiel uns, der Japaner war anständig, und schließlich machte er uns den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, weil er dann seine unverwundlichen Melaneseer zum Teufel jagen konnte. Wir waren einverstanden, und weil es in Frankreich nichts gab, was uns noch daran getrieben hätte, so ließen wir uns ruhig fügen. In einer englischen Zeitung, die der Japaner zufällig einmal erwarbte, stand es, die drei Geister Aubrey, Long und Martel — das war ich — seien sicher beim Brand des „Paul Wasse“ umgekommen.

Das sind nun zwanzig Jahre her. Die beiden anderen und der Japaner leben nicht mehr — hatten wohl nicht so ein gutes Herz wie ich und hielten das Tauchen nicht solange aus —, und ich habe jetzt fast das eine hundertste Jahr. Dazu gehören mir ein paar Quadratkilometer Melaneseerplantagen, und wenn ich will, kann ich mir jetzt in Frankreich jedes Schloß kaufen, das mir gefällt.

Was habe ich auch vor. Aber ich will ehrlich sein. Ich gehe nicht allein nach Frankreich zurück, um Schloßherr zu werden. Ich will auch ein wenig Ruhe haben. Sehen Sie, da unten in der Südde ging es mir ja ganz gut. Weiber gab es auch genug, aber es waren Braune und Schwarze, und ich weiß nicht, wie's kam, ich mußte immer an meine Frau denken. Doch ich wollte mich nicht melden — ich war ja tot —, bevor ich nicht auftrumpfen konnte: Was bin ich nicht geworden! Sie hätte ja auch nicht weggelaufen brauchen, wegen des bishigen Verleihenens.

Sehen Sie, nun bin ich so weit. Ich laufe mir dort drüben ein Schloß, und dann lasse ich die Frau jagen, zu mir kommen. Ich sage ihr: „Kennst Du mich vielleicht noch?“ Und dann fällt sie aus allen Wolken: „Charles, Du lebst!“

Und dann wird sie etwas haben wollen von meinen Millionen, und ich lasse sie jappeln, bis sie halb verrückt ist vor Gier. Demütigen muß sie sich vor mir. Ihre Strafe muß sie haben, daß ich da drüben sah, jahrelang, und auf weiche Knaben versicherte dankte!“

Der Millionär Charles Lebrun kam nicht dazu, seinen edlen Vorschlag auszuführen. Denn zwei Tage später war er unter dem Passagieren erster Klasse, die beim Brand des „Georgs Philipp“ in den Fluten der Cap Guardafui zuflucht suchten und von Säuen in die Tiefe gerissen wurden.

Der Administrator Le Gouffier wurde gerettet. Er sorgte dafür, daß eine frühgealterte Frau, die sich schon vor beinahe zwanzig Jahren Vorwürfe gemacht hatte, ihren Mann in den Tod getrieben zu haben, ihre Millionenerbe antreten konnte, ohne sich vorher demütigen zu müssen.

Wie hatten Glück. Die Insel, auf der wir in der Nacht landeten, war zwar unbewohnt, und wir glaubten schon, wir müßten verhungern. Doch zwei Tage später kam ein Motorboot auf, sah unsere Signale und schickte sein Boot herüber. Es war ein japanischer Bootsführer. Der wollte uns gern mitnehmen, sagte aber, wir müßten uns schon sechs oder acht Wochen bis zur Rückkehr in die Zivilisation gedulden, weil er solange auf den Verleihen in der Nähe bleiben mußte.

Wir mußten uns fügen. Und bald waren wir mit unserer Lage recht zufrieden. Das Leben gefiel uns, der Japaner war anständig, und schließlich machte er uns den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, weil er dann seine unverwundlichen Melaneseer zum Teufel jagen konnte. Wir waren einverstanden, und weil es in Frankreich nichts gab, was uns noch daran getrieben hätte, so ließen wir uns ruhig fügen. In einer englischen Zeitung, die der Japaner zufällig einmal erwarbte, stand es, die drei Geister Aubrey, Long und Martel — das war ich — seien sicher beim Brand des „Paul Wasse“ umgekommen.

Das sind nun zwanzig Jahre her. Die beiden anderen und der Japaner leben nicht mehr — hatten wohl nicht so ein gutes Herz wie ich und hielten das Tauchen nicht solange aus —, und ich habe jetzt fast das eine hundertste Jahr. Dazu gehören mir ein paar Quadratkilometer Melaneseerplantagen, und wenn ich will, kann ich mir jetzt in Frankreich jedes Schloß kaufen, das mir gefällt.

Was habe ich auch vor. Aber ich will ehrlich sein. Ich gehe nicht allein nach Frankreich zurück, um Schloßherr zu werden. Ich will auch ein wenig Ruhe haben. Sehen Sie, da unten in der Südde ging es mir ja ganz gut. Weiber gab es auch genug, aber es waren Braune und Schwarze, und ich weiß nicht, wie's kam, ich mußte immer an meine Frau denken. Doch ich wollte mich nicht melden — ich war ja tot —, bevor ich nicht auftrumpfen konnte: Was bin ich nicht geworden! Sie hätte ja auch nicht weggelaufen brauchen, wegen des bishigen Verleihenens.

Sehen Sie, nun bin ich so weit. Ich laufe mir dort drüben ein Schloß, und dann lasse ich die Frau jagen, zu mir kommen. Ich sage ihr: „Kennst Du mich vielleicht noch?“ Und dann fällt sie aus allen Wolken: „Charles, Du lebst!“

Und dann wird sie etwas haben wollen von meinen Millionen, und ich lasse sie jappeln, bis sie halb verrückt ist vor Gier. Demütigen muß sie sich vor mir. Ihre Strafe muß sie haben, daß ich da drüben sah, jahrelang, und auf weiche Knaben versicherte dankte!“

Barren: „Werd! Preußen ist hin, ein Schuttplatz Europas, ein Waffenschießplatz der Welt, ein Verberber für die Völker — wie seit jeher. Kommt zu uns, geh über zum Glückseligen, zum Ruhm, zum Erfolg, wähle den Vorber und nicht die Schande. Der Kaiser wird dich — wie uns Heffen — ehren.“

Es ist still im Zimmer. Von draußen klingt der Rabel der bedehenden Franzosen. Draußen glücken an den Fenstern Richter, die Preußens Einwohnern in Schrecken und Stürzen zu Ehren bringen. Draußen erklingt Frankreichs Musik.

Da richtet Gerhard Schornhorst sich auf. Die Stuhl ist seine Stimme: „Ich bin kein Landsknecht. Ich bin kein Soldat, der Ehre und Blut dem verkauft, der ihn erstickt. Preußen ist kein Schachbrett, auf dem ein Fremdling dort Geborene wie Holzfiguren schiebt. Ich bin nicht Sachse oder Hannoveraner, bin Heffe nicht — noch Bürttemberg. Bin Deutscher nur. Und ohne Preußen sehe ich Deutschland sterben. Wenn's sein muß, will ich lieber im letzten Preußengrab vermodern als den Feinden meines Volkes dienen.“

Wieder ist es totentill; die alte Uhr im Zimmer schlägt hart, da zwei Brüder als Feinde scheiden. —

Sechs Markter Jahre sind wie Wetterstürme über Preußen gerauscht, haben blühende Ackerfelder hinweggewischt und das können wieder zum Werten gebracht — wie einst König Friedrich als Maßstab kannte.

Im Berliner Schloß stehen drei Männer. Der König, Stein und Schornhorst. Stein hat gesprochen. Der neue Erfolg an neuem Volkstum liegt auf dem Markortisch. Wie ein Echo klingen Steins Worte nach: „Majestät! Nur ein freies Volk vermag freigen zu werden. Wenn Sie zogen untertanen, gleiche Rechte und gleiche Pflichten, geben Sie ihnen freie, gleiche Kraft... und ein solches Volk bricht jede Kette.“

Friedrich Wilhelm lacht zum Fenster hinaus, steht braunen Preußenmädchen Arm in Arm mit Franzosen spazieren, hört nebenan vom Hof herüber das Getöse einer Kapelle, sinnverwirrende, zerlegende Rhythmen des Auslandes hören...

Und hart werden er sich um: „Stein! Solches Volk soll Ketten brechen können?“ Stein schweigt, doch roten Kopfes wie ein gereizter Löwe, den man peitscht, empfindet er das Unbehagen jener Berichter da unten.

Doch Schornhorst tritt vor: „Majestät! Ist Ihr Volk nicht durch schlechte Vorbilder seiner Führer verdorrt? Ward nicht keins das Schicksal eines Landes nur von wenigen, von den Tugenden und Lasterlichkeiten? Beginnen wir doch mit neuer Schulung eines neuen Volkes! Seien wir Lehrer und Schirmer, plaudern wir an unsere Sendung! Dem Zweifler half noch die Vorlesung, der Zögling entwich noch nie eine Schlacht. Licht, Gold und Verpfändungen, nicht Verdorren oder Erleichte, nicht Elendenstimm wird Preußen aufwärts führen, sondern nur Vorbild, Glaube, Opfer und Mut.“

Friedrich Wilhelm III. schreibt mit harter Feder seinen Namen unter die Reformpläne seiner Getreuen.

Das ist hundert Jahre und länger her. Jene Preußenführer von einst schlafen längst in stiller Gruft, doch Preußen lebt noch, ihr Preußen, um dessen willen sie jeder Verdringung, jedem Eigennutz und jeder Zöghaftigkeit trotzen. Preußen lebt noch — und doch steht es heute als Herz Deutschlands in neuem Lebenskampf; diesmal getarnt, zieht Frankreich wieder seine Vernichtungsschlingen; fremder Land ist auf den Straßen, undeutliche Melodien gellen, und Friedrich Schornhorst, der Heffe, hat viele Ebenbilder des Eigennutzes im Volk.

Dürfen wir zweifeln, müßten wir nicht Gerhard Schornhorst Worten folgen, uns selbst überprüfen? Das Volk erneuern, Lehrer werden in jener tiefsten preußischen Pflichtschule König Friedrichs... und Vorbilder sein.



Wespe wehrte sich und stach!

Quintoreste von R. Strichberg-Fura.

„Wie dumm sich Wespe ist!“ sagte Berta, und im sonnen-gebaunten, blondumflatterten Gesicht lachten zwischen natur-geformten Lippen lustig viele Zähne. Da stehen auf dem Teller offen drei die große Wespe Honig. Aber die werden verschmäht. Es muß durchaus mühsam durch das enge Deckel-loch in die Wäsche getrocknet werden! Als ob da drinnen der Honig besser wäre. Nun wird natürlich kein Rückweg gefunden, und es wird schwere Folgen haben.“

Wach, es hat noch viel schwerere Folgen gehabt, als Berta damals bei ihren Worten hat denken können, aber es hat sich erst in den Weihnachtswochen so richtig auszuwirken begonnen, und als Berta fand, daß die Wespe, wie es jetzt heißt, sich nicht richtig verhielt, das war im Herbst. Es ist historisch verbürgt, daß am 4. Oktober 1931 auf 8 Uhr morgens drei junge Leute saßen, in fröhlicher Neugierde dem Genuß der warmen Herbsttage hingegen.

Mit ruhigem Atem laugte draußen der See den weiten Himmelsglanz in sich herab und ließ ihn über seinen glatten Spiegel still in den Felsen hineinleuchten. Auf dessen Einfahrt war rechts der lange Leuchtturm mit erloschenen Leuchtwächter-geleuchten, und links der Bote auf dem dicken, schweren Eis. Es lag sich den feineren Klängen von den Regener-sonnenstrahlen wärmen und blühende Stimmung nach den Schweißbergen hinüber.

Die drei fröhlichen Menschen aber waren zu munter, um zu schlafen oder zu schweigen, zu modern, um „Sie“ zu sagen, zu jung und gesund, um nicht einmüde nach rechts abzuweichen. Der Schwarzegeheile rechts neben Berta legte Wert darauf, immer ein bei weitem älteres Wesen zur Schau zu tragen, als seine Jahre ihn berechtigten, und er schüttelte milde den Kopf, als Berta mit fröhlicher Schulmeisterlei forstete, das Betragen der Wespe zu mißbilligen.

„Das blöde Vieh ist schenden Auges in seinen klebrigen Unterhang gekrabbelt. Wie verständlich fängt sich die neue da! Die paar freien Tropfen hier draußen bereiten denselben Genuß und bringen seine Gefahr, sich die Füßchen zu verschmieren. Die Dummheit stirbt, und die Schlaueit bleibt am Leben.“

Mit Behagen gab der Schwarzegeheile im dunkelgrünen Saffo Tadel und Belehrung von sich. „Das hat doch gar nichts mit Torheit und Klugheit zu tun! Diese unangenehmen Insekten sind eins so dumm wie das andere, und von Gefahr oder Sicherheit abnen und wissen sie beide nichts. Aber die eine ist beherrschbar und läßt sich begnügen an dem, was das das Schicksal ihr bietet. Die andere jedoch, die das Maul nicht voll genug kriegen kann, wird das Opfer ihrer hemmungs-losen Gier. Es handelt sich eben um Tugend und Laster und die strafende Hand der allmächtigen Gerechtigkeit.“

Recht ab und widersprach ihm der andere, links von Berta, im weissen Sportband, und gab sich nur ein wenig reifer, als er wirklich war: „Hör bloß auf mit Deiner allmächtigen Gerechtigkeit, Sebastian! Die ist ja eine sehr hübsche Erfindung der Menschen, aber noch unvollkommen entwickelt. Nach ein paar tausend Jahren vielleicht ist sie soweit fertig, daß sie patentfähig und allgemeingültig wird. Und nun gar bei Tieren! Für die gibt es doch erst recht kein Gut und Böse, nicht Lohn und nicht Strafe. Da haben wir es eben nur mit angenehmen und unangenehmen Zufällen zu tun.“ „Schäme dich, Bruno! Dir fehlt jede Ehrfurcht vor Höherem. Und die sichtbare Vereitelung von Urache und Folge müßte doch den obersten Zweifler belehren. Aus keinem anderen Grunde, als weil sie mit dem Honig der Freiheit nicht zufrieden war, ist ja die Wespe vor unseren Augen in das unantastbare Schicksal des Todes gefallen. Alles ist Lohn, und alles ist Strafe. Jedwedes Tun gebiert sich selbst seine Folgen!“

Da zielte Berta einen kurzen blau-spöttischen Blick nach rechts und einen genau so gefährlichen nach links, sagte: „Quatsch!“, zog die Honigboje heran, hob den Deckel, griff mit spitzigen Fingern hinein und brachte die arg verweilte Wespe wirklich ans Licht. Sogleich aber kam es ihr vor, als würde ein Tropfen siedendes Wasser auf ihren Finger gespritzt, und sie tat einen kleinen Schrei. Doch ließe das Tierchen zu, und sie tat einfach abschlachten zu lassen. Bruno mußte die Wespe mit dem Kaiserstuhl weggeben, worauf sie be-

Durchlaucht, das Kind/ Skizze von Carl Marilaun

Kandidat Womes blühte auf die Uhr und brachte Durchlaucht in Erinnerung, daß der Medizinalrat Silberstein für heute seinen Besuch angelegt hatte.

Durchlaucht schaute die Uhr. Durchlaucht dachte an den Traum von heute nacht, in dem Kindermet, Kamillente und Lebertran eine beunruhigende Rolle gespielt hatten. Es wäre herrlich, dem Medizinalrat sagen zu lassen, daß Durchlaucht verhindert sei, ihn zu empfangen. Wegen dringender Schularbeiten zum Beispiel. Aber daran war natürlich nicht zu denken. Herr Womes schlug ja bereits ein herzhafteres Tempo ein. Der kleine Vormittagsbesuchsgang war zu Ende. Und der Knabe im blauen Matrosenanzug rächte sich an diesem prästieren Kandidaten Womes, indem er hinter seinem Rücken den Strauß Feldblumen, den man für die Botanikstunde gepflückt hatte, wegworf.

In fünf Minuten waren die beiden beim Schloß. Einen Augenblick blieb Durchlaucht an dem Baum stehen, der einen Hinterhof des weitläufigen Gebäudes abgrenzte. Durchlaucht wußte: dies war der Spielplatz der ringellockigen kleinen Kelli und ihres strohhaarigen Bruders Jossi. Ihren Vater kannte Durchlaucht sehr gut. Er war Herr Anton, der Sohn ge- rufen wurde. Jossi war der dem unmittelbaren Dienst von Durchlaucht zugeordnete Kammerdiener. Jossi brachte auf silbernem Tablett die in Glaspapier gebundenen Schülerhefte von Durchlaucht. Und Josses Amt wird es in zehn Minuten sein, den unerwünschten Besuch Silbersteins anzumelden.

Durchlaucht, am Baum stehend, überlegte mit getrauer-tem Sinn, wie es anzustellen wäre, einmal mit Kelli und Jossi in diesem Hinterhof spielen zu dürfen. Man konnte Kelli einen gewissen braunen Lebdobären zeigen, der instand war, entseßlich zu brummen, wenn man ein an distreter Stelle angebrachtes Schnitzholz zog. Und wie wunderbarlich mühte es sein, hinter dem Rücken der alten Kinderfrau Julie Gal- schube und Strümpfe auszuziehen, um mit Kellis Bruder in dem verlassenen Wassertümpel, den es in diesem Hof gab, einmal nach Herzenslust herumzuplanschen!

Wenn der Medizinalrat erledigt war, wollte Durchlaucht den Herrn Jossi ins Vertrauen ziehen. Jossi hatte den Schlüssel zum Hinterhof, und vielleicht würde er ausnahms- weise nichts dagegen haben, daß man eine Viertelstunde mit Kelli und Jossi spielte.

Mit solchen etwas ungebührlichen Vorhaben im hübschen, glattgeputzten Kinderhof war Durchlaucht die Treppe im Schloß hinaufgegangen. Kandidat Womes zog sich zurück. Der Kandidat Jossi öffnete eine verschlossene Flügeltür. Und Durch- laucht neigte, wie es die Kinderfrau Julie gelehrt hatte, artig den Kopf zur Begrüßung des, leider Gottes, pünktlich er- schienenen Herrn Medizinalrats Silberstein. Diese Leuchte der Wissenschaft stellte sofort, den Knaben durch seinen trüb funkelnden Zittern, fest, daß Durchlaucht ein- hundert-gegriffen aussehenden, „Solchen Bewegung machen!“ sagte der Medizinalrat. „Zieh umhin, nicht immer über den Büchsen sitzen! Turnen, marschieren, schwimmen!“

Der Arzt bat um Erlaubnis, bei Durchlaucht eine kleine, gar nicht wohl tuende Untersuchung vornehmen zu dürfen. Dies geschah, und indes sich der Knabe wieder sein Hemdchen und die blaue Matrosenbluse anzog, schrieb der Doktor Silberstein auf ein aus seinem Rezeptbuch gerissenes Blatt Papier ein paar Worte, von denen Durchlaucht gut wußte, daß sie wieder auf Lebertran und andere abschleimliche Dinge hinauslaufen würden.

Der Medizinalrat erhob sich. „Meine Verehrung, Durch- laucht! Und leider muß ich ja sagen: Auf Wieder- sehen! Inzwischen aber befehle ich Sie sich gütig mit drei Köpfen Lebertran im Tag. Er wird bei einer etwas an- gereicherten Konstitution wie der Jüngling Wunder wirken.“

Der Knabe war allein. Der Diener brachte die Aufgaben- hefte. „Wollen Sie, lieber Jossi“, sagte die Durchlaucht- hofende, und eine brandende Röte überlief seine Wangen, „wohnt einmal so gut sein und mir Erlaubnis geben, mit Kelli und Jossi ein paar Augenblicke zu spielen?“

Jossi machte, wie vorausgesetzt war, Einwendungen. Spielen in Hinterhöfen ist gut genug für Kelli und Jossi. Aber Durchlaucht hat doch seinen schönen Lebdobären und Süßwassers Reiten im Rieseland und die französische Gram- matik! Der Knabe stand. Er sagte kein Wort. Er sah nur einfach Herrn Jossi an. Und etwas im Blick dieses blauen,

friedfertig dahinhinkte. Ob es ihm dann gelang, all ihre Glieder von dem Strafgericht hindurch zu führen, um mit dem Flugzeugen drüben über dem See wieder in freien Wettbewerb treten zu können, darum kümmerte sich keiner.

Sondern Bruno folgte den geflochtenen Fingern, nahm von Hertas anderer Hand den Daumen, drückte mit dessen glänzen- dem Nagel freigelegte zwei Schritte in die kleine Stich- wunde und schalt: „Also die dümmste von sämtlichen an- wesenden Menschen und Wespen warst Du, Berta! Wer sah denn solch kleines Ungeheuer mit bloßen Fingern an! Dann zog er aus dem Uhrschloß seines Gürtels ein gläsernes, trüffelte Salmiakgeist auf das Geflochtene und rieb es sorg- fältig hinein.“

Berta ließ sich fallen und redete übermütig nach rechts. „Nun, siehst Du, Sebastian, daß man einen seiner Strafe entziehen kann?“

„Einen anderen? Ja! Das kannst Du. Aber dich selber? Nie!“

„Für mich etwa soll das doch keine Strafe gewesen sein?“

„Für meine Gurheit?“

„Doch! Weil Du der Gerechtigkeit in den rächenden Arm gefallst bist. Alles ist Lohn, und alles ist Strafe.“

„Ich jedenfalls fühle mich belohnt, wenigstens es mir nur ein angenehmer Zufall ist“, scherzte der salmiakreidende Bruno. „Es tut mir bloß leid, daß es keine Kreuzotter war.“

„Ma erlaube mal!“ jarrte Berta und funkelte ihn an. „Warum denn?“

„Weil ich dann verpfichtet gewesen wäre, die Wunde mit meinen Lippen auszulangen!“ Sein brauner Blick be- gegnete und verlor sich in ihrem blauen.

„Dumme Junge!“ klang es leise. Sie errödete ganz un- modern, ärgerte sich, daß sie ihn mit dem Salmiakfinger ipshaltig über die Lippen und sagte: „Da.“

„Du schmecktest nun allerdings durchaus nicht gut. Aber es tat ihm wohl.“

„Alles ist Lohn, und alles ist Strafe“, wiederholte Sebastian mit jener Würde, die sich überall einstellt, wo eine Weisheit wachend ist.

Auf der Dampferfahrt dann, redete keiner mehr von Wespe, Lohn und Strafe; aber jeder dachte daran, und in so manchen Briefen der nächsten Wochen wurde immer von ganz anderen Sachen geschrieben als von jenen, die eigentlich ge- langt werden wollten. — Aber jetzt, als sie nach zwei schönen Schritten nach Münden heruntergekommen sind, noch brauner gebrannt von der Sonne der Schneeberge als vom Oktober des Vodenfees, da hatten sie es sich gesagt und haben es auch dem Kameraden Sebastian verkündet. Und sie pflichtgemäß Gratulation hängte der den frommen Mündchen: „Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden! Warum wollt Ihr denn durchaus in den gefährlichen Sonntagspf steigen?“



Liska.

Die Perlmutter schimmerte das Licht über der Bucht. Frühling amete leise durch die Luft. Große Flächen des Wassers lagen eisfrei und glatt wie ein Spiegel. Nur zweiwei- schoben sich weiße Eisberge durcheinander und tauchten ihre fremde Polarität aus den Fluten auf.

Am Ufer wurde das größte und stärkste der Boote zum Kalfang flott gemacht. Mit einmütigen Rufen schoben es sechs Männer hinaus. Sie standen mit ihren hohen Stulpen im Wasser.

einmalen Knaben bewog den Kammerdiener Jossi, weitere Einwürfe fallen zu lassen. Er ging. Er öffnete die gewünschte Tür zu dem Hinterhof, wahrhaftig! Obwohl es keineswegs sicher war, wie sich die Kinderfrau Julie zu solchen Unter- nehmungen vor Durchlaucht verhalten würde.

Und Seine Durchlaucht erschien. Der Knabe trat unter- Arm den braunen Lebdobären. Und er ließ ihn, als die unten anwesende Kelli das Unter erblidte, mittels des Schnitzchens greulich brummen. Der Erfolg war unerwartet. Kelli hatte wenig Umgang mit Bären, auch wenn es bloß Bären aus braunem Fleisch sind. Diese törichte Kelli ließ sich geradezu mörderisches Geschrei aus. Sie räumte den Platz und hinter- ließ flüchtig ihre Puppe, die sich bei näherer Untersuchung als ein schmutziges Leinwandstückchen erwies, aus dessen Beinen Zägelhänge riefelten.

Mit Kelli war es nichts, aber schließlich konnte man ja auch auf eigene Faust Entbedungsreisen in diesem wunder- baren Hof unternehmen. Es gab zum Beispiel den Wasser- tümpel. Wie oft hatte er vom Baum aus dem strohhaarigen Jossi beim Herumplätschern neidisch zugehört! Was hinderte, da man nun einmal da war, Neugierde zu versuchen! Jögger- streifte der Knabe den rechten Schuh und seinen hübschen, schottisch gestreiften Halbstrumpf vom Bein. Er wagte, indes eine Strich sich stärker fraute, die Beine vorsichtig ins Wasser zu legen. Es war sehr kalt, und der nageren Verwirrung mußte Durchlaucht mit Entsetzen feststellen, daß dieses Ab- waschen aus einer alten Regenwanne ziemlich schmutzig war. Ach Gott, vielleicht wäre es besser gewesen, sich hier nicht in Abenteuer und Ungehörigkeiten zu tätigen! Für Kelli und Jossi, die ja schließlich nur die Kinder eines Kammerdieners sind, mochten diese Dinge passen. Aber es konnte ganz und gar nicht in Ordnung sein, daß Durchlaucht im Gefährd-Strumpf und Schuh in der Hand, mit einem nackten Bein rierend an Rand einer Regenlaube stand! Noch dazu an- geschick dieses strohhaarigen Jossi, der mit einem impertinent grinsenden Gesicht den unerwarteten Besucher seines Spiel- platzes anstarrte.

Aber man hatte Durchlaucht frühzeitig gelehrt, in schwierigen Situationen Haltung zu bewahren. Und so rief der Knabe im blauen Matrosenanzug, während sich um seinen Mund zwei feindselige Falten zu bilden begannen, den un- erwünschten Zuschauer an. „Wollen Sie mir, bitte“, sprach er in bestimmtem Ton, „beistehen, diese Dinge“ — er wies mit diesem Verdruch auf Strumpf und Schuh in der Hand — „wieder anzuziehen.“

Jossi kam zögernd, ohne sein Grinsen zu verbergen, näher. Aber seine Hilfe war nicht nötig. Die in den Hinterhof füh- rende Tür wurde aufgerissen. Und die Kinderfrau Julie läutete sich mit dem Schrei einer aufgeschreckten Glucke auf ihren Schutzhelmen. Jossi entwich; empor jarrte die alte Julie den Strumpf über das nackte, blaue Bein von Durchlaucht. „Was sind das doch für Einfälle!“ gellte sie. „Was sind das Knaben wie ein Windel über ihren Arm. Nichts in der Welt konnte hindern, daß er noch bei hellem Tag zu Bett gebracht wurde. Er ließ sich geduldig und lag in dem verdunkelten Zimmer noch grinsend wach, als Julie längst gegangen war.“

Nein, es war keineswegs so, wie der Medizinalrat Silber- stein gesagt hatte: Fleißig Bewegung machen und vergleichen! Es tat nichts gut. Es ging ihm aus, und sicher endete es nun erst recht mit Kindermet und Lebertran.

Die alte Julie öffnete leise die Tür des Gemachs, in dem Durchlaucht nun hoffentlich schon schlief. Der Knabe lag da, sein auch im Schlaf blaues Gesicht sah gelöst, ernst- last und unendlich verflochten aus. Er bewegte im Traum den Arm: der Diener Jossi erhielt den Auftrag, die Tür in den Hinterhof abzuschließen und den Schlüssel in den Tümpel zu werfen, aus dem ihn seine menschliche Wacht mehr hervor- holen würde.

Eine frühliche Kaste um den Mund, grub sich der Schläfer tiefer in seine Polster. Beschäftigt rittelpelte Julie aus dem Zimmer, wartet aufschließen unter der Tür eine gerührte Auf- hand zu und gab Jossi Auftrag. Seine Durchlaucht pünktlich acht Uhr früh für die Geographiestunde bei Kandidaten Womes zu wecken.

Dem siebenten, einem Allen mit verräutertem Rücken, reichte ein großes braunes Mädchen die letzten Augen ins Boot. „Gute Heimkehr, Vater!“ Ihre Stimme klang wie eine dunfle Glode. Ihre Augen aber sahen brennend nach dem starken blonden Manne, der sich als letzter ins Boot schwang.

„Komm heil wieder, Gerrit!“ rief's von oben, vom Dorf- steig her, der in vielen Windungen die feile Küste herabführte. Ein helles Mädchen lief rasch bis zum Strand. Gerrit, der Blonde, winkte, und ein „Gut!“ riefte sie ihm zu. „Gut!“ riefte sie ihm zu.

Die helle Tote und die braune Liska setzten sich eng nebeneinander auf den Kiel eines umgekehrten Bootes. Der Gesang der Männer trieb zu ihnen, lange, lange, denn das Wasser lag ganz still, und die Luft stand nach dem Ranke zu.

„Am Sonntag also hochgeit Ihr?“ fragte Liska mit zusammengelegten Händen.

„Ja, Liska. Glaubst Du, daß ich vor Freude schon jetzt keine Nacht mehr schlafe?“ Und nun begann Tote zu er- zählen: vom neuen Ausrat, vom Sofa den ihnen der Vater gekauft und der hart am Rande der feilen Küste lag, vom Gärten mit allem Geträuch und Gehölz, vom Hochzeits- staate, vom fröhlichen Schmaus mit Vektoren und Bafen und all ihrem kindlichen Gessen und Wänschen.

Liska hielt die Hände unter der Schürze geballt. Ihre Lippen waren schmal wie ein Strich. „Sodann hat er ja alles, der Gerrit“, sagte sie hart. „Erzähle mehr!“

„Komm, gehen wir eine Weile auf ab!“ bat Tote, „es friert mich.“ Eine große Unruhe griff unvermittelt nach ihr.

Von draußen tönte noch immer, obwohl sie die Nacht fast verlassen, der Gesang der Männer. Nach war die Sicht so klar, daß man das Boot genau beobachten konnte.

„Weißt!“ besaß Liska, und gebosam setzte sich Tote wieder zu ihr. „Erzähle mir, ob Du ihn sehr lieben wirst!“

„Aber Liska, wie könnte ich anders!“

„Wir Danten können besser lieben als Ihr Weiden- haarigen. Ihr lacht zuviel.“

„Wir lachen zuviel, Liska? Gerrit will, daß ich lache. Er lacht ja auch.“

„Er lacht anders als Du. Es klingt wie das Rollen der Wellen. Tief und voll und aus dem Innern heraus.“

Tote verstand nicht. Sie wollte fort. Es gefiel ihr nicht bei Liska.

Der Gesang der Männer draußen war mit einem Male verstummt. Eine unheimliche Stille lag über dem Meer. Das Boot rüdte nicht mehr weiter. Schreie klangen übers Wasser. Schreie aus sieben Männerhefen gerissen die lastende Ruhe.

„Gerrit!“ eine helle Stimme gellte. Tote lief den Strand entlang zur Wache. Man mußte den Leuchtturmwärter an- rufen, das Rettungsboot flott machen.

Liska stand wie aus Stein. Nur ihre Blide lobten. Auf eine Tischplatte waren sie gefahren. Sie wußte es. Ihr Vater war dabei. Dann noch fünf, die Weib und Kinder dabei hatten. Und dann der Blonde, Gerrit! Den sie gewollt. Der statt ihrer diese kleine Liska Tote genommen, die nichts konnte als lachen. Jetzt ging es draußen um sein Leben. Liska kannte die Gefahr. Wenn nicht bald Hilfe kam, war das Boot verloren. Ihre Füße ballten sich. Mit dem Tode sollte er dochzeit machen! Sie wollte es. Ja, sie wollte es so. Die Differenz schallten aber's Wasser.

Tote sollte ihn nicht haben, nein, das würde Liska nicht ertragen können. Sterben sollte er — sterben!

Oben am Rast Bräker Ort wurde das Rettungsboot

schickbar. Es würde sich schwer durch Eis kämpfen müssen. Vom Dorf herab kamen Männer und Frauen. Rufen und Schreie klangen durcheinander. Ein neuer Silberst tönte herüber. Das Boot draußen begann zu sinken.

Liska stand wie aus Stein. Neben ihr kniete Tote und betete. Ihre Lippen stammelten kindliches Flehen. Sie weinte. Liska stand ungerührt. Fort aus der Welt, wegweicht sollte er sein — Gerrit!

Draußen verfuhr der kleine Dampfer vergebens, an die Schiffsbrücken heran zu kommen.

Die Männer am Strande machten ein Boot klar. Sie mußten zu Hilfe kommen. Eine neuer Schrei von draußen. Ein Wehklagen am Strande. Das Schiff war von den Wellen verschlungen. Kieselben kam es ein Stück weiter land- wärts zum Vorschein. Ein Mann hing am Ruder!

Liska wollte. Sollte er sterben? Gerrit! — Gerrit! Ihre Hände saßen unter's Herz. Christus Jesus hilf, daß dieser da draußen am Ruder — Gerrit ist!

Als letzte sprang sie ins Boot, das sie eben abließ. Nach einer halben Stunde harter Arbeit war es draußen und rettete den einzigen der Sieben: Gerrit.

Liska kniete neben ihm im Boot, rieb und knete den erstarrten Körper, trocknete und wärmte ihn, bis das Leben wieder kam. Dann stand sie auf, setzte sich ans Heck und über- ließ ihn den Männern. Als sie landeten, sprang Liska auf den Sand und lief, ohne einen Menschen anzusehen, hinauf in ihr vaterloses Haus.



Sched auf London.

Skizze von Wolfgang Federer.

Natürlich — wer im Geschäftsleben steht, der Kaufmann oder Bankmann, der ist nichttraulich. Man hat so seine Er- fahrungen, die einem beweisen, daß die Behauptung „Der Mensch ist gut“ keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit er- heben darf. Der Bevollmächtigte dieses großen Bankinstituts also war gespannteste Aufmerksamkeit und wohl auf der Hut. Obgleich sein Besucher wirklich einen vertrauenswürdigen Ein- druck machte. Er hatte ein zwar gepflegtes, aber gut bürger- liches Aussehen und ein kluges, ehrliches Gesicht. Er sah also ganz so aus wie Kaufleute, die etwas auf sich halten.

„Zehntausend Pfund?“ sagte der Bevollmächtigte achsel- zuckend. „Verzeihen Sie, Herr — Tenhuis, nicht wahr?“ — also, Herr Tenhuis, so große Summen ausländischer Währung haben wir leider nicht in unserer Stahlkammer. Wir könnten Ihnen nur einen Sched auf die Bank von England geben.“

„Natürlich einen Sched“, erwiderte der Kunde gemächlich. „Ichahre selbst nach London, und ich habe keineswegs die Absicht, das Geld in bar mitzunehmen.“

„Das ist dann selbstverständlich etwas anderes“, lächelte der Bankbeamte höflich, während Herr Tenhuis seine Alten- tische öffnete und ihr einige Päckchen sorgfältig gebündelter Tausendguldencheine entnahm. Der Bevollmächtigte klingelte dem Kassierer. „Herr Grotjahn“, sagte er und schob dem Kas- sierer das Geld zu. „Errechnen Sie bitte den Gegenwert von zehntausend Pfund und bringen Sie dem Herrn den Rest!“

Das Geld selbst wird durch Sched auf London bezahlt.“

Der Kassierer verneigte sich stumm. Die beiden wieder allein. Der Bevollmächtigte rieb sich schmerzhaft die Hände, während er dem Kunden eine Zigarette anbot. Er fing eine belanglose Unterhaltung über die schlechte Wirtschaftslage an.

„Komm der Grotjahn mit der Quittung zurück“, dachte er. „So ist das eingezahlte Geld einwandfrei und echt gewesen. Man muß ja heutzutage vorsichtig sein, es läuft wieder viel Falschgeld um. Na, an dem Wechselgeschäft haben wir eine ganz nette Provision verdient.“

Es dauerte auch nicht lange, bis der Kassierer die Quit- tung brachte. „Alles in Ordnung“, sagte der Bild, mit dem er den Bevollmächtigten streifte.

„Also dann — hier ist der Sched“, sagte der schmunzelnd und überreichte dem Kunden das bereits vorbereitete Papier. Der verberg es mit der Sorgfalt, die ein solches Wertstück verlangt, in der Brieftasche und eine gut geschäftig“ wünschte der Bevollmächtigte und verabschiedete den Besucher.

Raum aber hatte sich die Tür hinter Herrn Tenhuis ge- schlossen, so wurde auch schon ein schiffertes Kabel nach London aufgegeben, das den Sched mit Nummer und allen sonstigen Kennzeichen genau beschrieb. „Wird morgen durch Tenhuis persönlich vorgelegt“, schloß das Telegramm, das bereits zwei Stunden später von London aus befristigt wurde.

Am nächsten Tage erschien Herr Tenhuis aus neue auf der Bank, ließ sich bei dem Bevollmächtigten melden.

„Nun?“ fragte der erstaunt. „Ich vermutete Sie heute in London.“

„Leider bekam ich im letzten Augenblick Nachrichten, die mir das geplante Geschäft verzögern“, erwiderte Herr Ten- huis betrübt. „Nun bitte ich, den Sched wieder zurückzu- nehmen.“

„Wechselprovision geht leider wieder ab, statutenmäßig“, sagte der Bevollmächtigte.

„Natürlich“, gab Herr Tenhuis zurück. „Das sind nun einmal Verluste, mit denen ein Kaufmann rechnen muß.“ Und er holte den Sched aus der Tasche. Der war echt, daran gab es keinen Zweifel. Trotzdem — der Bevollmächtigte wollte ganz sicher gehen und ließ das Papier noch einmal unauffällig untersuchen. Mit dem Ergebnis, daß es sich wirklich um den gestern ausgestellten Sched handelte.

Das Geld wurde ausgezahlt — doppelte Provision für die Bank — ein immerhin glänzendes Geschäft in diesen trostlosen Zeiten. Dann Kabel nach London, an die Bank von England: „Gestern abgesetzter Sched über zehntausend Pfund wird dort nicht vorgelegt. Sched wurde heute hier zurückgenommen.“

Eine Stunde später dringendes Telegramm aus London: „Sched wurde heute früh um elf Uhr von Tenhuis hier vor- gelegt und wie vereinbart ausbezahlt.“

Der Bevollmächtigte erlitt fast einen Ohnmachtsanfall. Zunächst stand er vor einem Rätsel. Bis er schließlich begriff: In London war eine Fälschung des Scheds vorgelegt worden. Hier jedoch hatte man das Original zurückgegeben und leider veräußert, vor Rückzahlung des Geldes in London anzufangen, ob nicht etwa dort in der Zwischenzeit der Sched präsentiert worden war. —

Irgendwo im Ausland trafen sich ein paar Tage später die Brüder Tenhuis. Zwillingenbrüder, die sich glücken wie ein Ei dem anderen. Auf den ersten Blick weitgehend.

„Zehntausend Pfund, abzüglich doppelte Provision — ein sauberes Geschäft“, grinst er eine.

„Wenn man Geld hat, ist es nicht schwer, es zu ver- doppeln“, philosophierte der andere.

„Das Flugzeug ist doch ein wunderbares Verkehrsmittel“, stellte der erste fest.

Dann teilten sie die Beute.

„Sind Sie meine Schwester?“

Ein merkwürdiges Wiederfinden, wie es sonst nur in Romanen vorkommt, brachte kürzlich in den Vereinigten Staaten zwei Menschen zusammen. Als drei- und vierjährige Waisen waren vor mehr als zwei Jahrzehnten die Geschwister Alice und Victor Dawson von einander getrennt worden. Als der Bruder erwachsen war, bemühte er sich Jahre lang, seine Schwester zu finden. Er setzte fast die ganze Polizei der Staaten in Bewegung, wandte sich an eine Reihe von Wohl- fahrtsvereinen, die ihm helfen sollten, und hatte doch keinen Erfolg. So gab er entmutigt seine Bemühungen auf. Kürzlich ging er in St. Louis auf der Straße. Da begegnete ihm ein junges Mädchen. Er starrte auf das Mädchen dort, als ob er es nicht kannte. Victor Dawson trat Victor Dawson auf die Fremde zu: „Sind Sie Alice Dawson, meine Schwester?“

„Ja, ich heiße Alice Dawson.“ Die Menschen wunderten sich, wie zwei junge Leute einander auf offener Straße in die Arme fallen konnten.